

# Knöpfchendrucker

Ein alter Witz berichtet von der Frühzeit des Automobils, als ein Wagen in eine Werkstatt geschleppt wird, weil er nicht mehr so tut, wie er soll. Der Meister schaut sich den Wagen gründlich an, nimmt dann einen Hammer und schlägt einmal an der richtigen Stelle zu. Über die Rechnung von 100 (Dollar, Mark, Zloty, Euro oder sonst etwas) wundert sich der Kunde. Der Meister erklärt: „Gegeben a Tick mit Hammer, 1, aber gewusst wo 99. Das macht 100.“

In einer Zeit, in der es Dank des Einsatzes von immer mehr Rechnern und Motoren immer mehr Knöpfe gibt, die man betätigen muss, um eine bestimmte Aktion auszulösen, wird das Wissen, wo diese sich befinden und wofür sie gut sind, immer wichtiger. So könnte es zum Beruf des „Knöpfchendrucker“ kommen, der vor allem daran verdient, dass immer weniger Menschen wissen, wann sie welchen Knopf drücken sollten.

Wie kam es dazu? Es begann damit, dass sich Menschen die Hände nicht mehr schmutzig machen wollten, und deswegen versuchten die Berührung von möglichst Vielem zu vermeiden. Zur Gartenarbeit zog man Handschuhe an, zum Abwasch machen oder Putzen ebenfalls (was bei der Schärfe manches Putzmittels wohl auch geboten war), aber das nahm bald seltsame Formen an: Statt den Dreck mit einem Besen zusammen zu kehren und dann mit einer Kutter- (oder Müll-) Schaufel aufzuheben und in den Mülleimer zu tun, wurde der Staubsauger erfunden, was für die Flöhe in den Fußbodenritzen eine schlechte Nachricht war, aber elektrischen Strom erforderte. Bald kam innen eine zusätzlicher Einweg-Beutel hinzu, in dem der Staub gesammelt wurde und den man dann wegwerfen konnte, ohne den Staub anfassen zu müssen. Andere nahmen kleine Kehrrmaschinen zu, so ähnlich, wie die, die die Straßen reinigen, nur nicht so groß. Zuletzt kam der Staubsauger-Roboter, der ganz von alleine den Fußboden saugt. Nur den Müllbeutel muss man immer noch leeren; Handschuhe nicht vergessen!!!

Aber was jede Putzfrau weiß, nämlich, dass man von oben nach unten putzt, erst die Regale und Möbel abstaubt und dann erst den Boden, das weiß und kann der Roboter nicht. Dafür kann der Roboter einen Plan der Wohnung anfertigen und an seinen Hersteller senden, wenn der Besitzer nicht weiß, wie man das abstellt. Es kann eigentlich nicht mehr lange dauern, bis Kriminelle mit Hilfe dieser Pläne Wohnungen ausrauben, ohne viel Spuren zu hinterlassen.

Ähnliche Roboter halten in Gärten den Rasen kurz und häckseln dabei auch kleine Tiere, oder verteilen Häufchen der Haustiere gleichmäßig. Da möchte man dann nicht mehr so gerne barfuß gehen. Noch vor wenigen Jahrhunderten wäre niemand auf die Idee gekommen so viel Aufwand wegen ein bisschen nutzlosem Grün zu betreiben. Da pickten Hühner, wo es eine Wiese gab, die aber von Gänsen, Enten, Schafen oder Ziegen kurz gehalten wurde, die man dann auch Essen konnte. Oder die Wiese wurde zwei Mal im Jahr mit der Sense gemäht und als Heu für den Winter aufgehoben. Es wäre früher wohl niemand auf die Idee gekommen mehr als nötig zu tun, oder gar den Rasen wöchentlich zu mähen.

Dafür konnte man auf das Düngen verzichten, das übernahmen die Tiere. Vor allem konnte man damals barfuß auf Wiesen gehen, weil dort weder Scherben, noch Kronkorken, noch Reste von rostigem Draht oder Nägeln, oder andere Abfälle lagen, an denen man sich verletzen konnte. Das bisschen Dreck wusch man ab. Dabei kitzelte das kurze Gras die Fußsohlen, oder langes Gras, kurz vor der Mahd, streichelte die Waden, oder machte die Beine feucht vom Morgentau. Zudem verbarg es manches Liebesspiel vor unerwünschten Zuschauern. Auf einem wenige Zentimeter hohen Rasen, läge man wie auf einem Präsentierteller. Und prächtige Wiesenblumen sträuße lieferte die Wiese ebenfalls. Worin besteht der Fortschritt?

Kurioses geschah beim Einkaufen: Der Tratsch beim Warten bis man bedient wurde, fiel weg. Denn dafür wurde die Selbstbedienung eingeführt, bei der Alle Obst, Gemüse und Salat befühlen und sich nehmen dürfen, was früher höchstens die Bedienung tat, aber dafür wird auch immer mehr in Folien eingeschweißt und die Bedienungen an den Theken tragen für alles und jedes einen Handschuh. Offenbar befürchtet man, dass die frisch aus dem Ofen kommenden Backwaren durch die Berührung mit den Händen mit schrecklichen Krankheitskeimen infiziert werden könnten. Ähnlich ist es bei Wurst und Käse, wobei die nicht direkt aus dem Ofen kommen und als tierische Lebensmittel vielleicht auch der bessere Nährboden für Krankheitserreger wären. Aber auch früher benützten Metzger Gabeln, legten Papier unter frisch geschnittene Wurst, oder holten die eingelegten Gurken mit einer Zange aus dem Gurkenfass, oder das Kraut aus einem anderen Fass.

Im Internet dagegen kann man gar nichts mehr vor dem Kauf anfassen, aber damit der Kauf schnell geht (und man nicht darüber nachdenkt?) gibt es oft die Möglichkeit den Kauf mit einem einzigen Mausklick zu tätigen. Offenbar überfordern mehrere Klicks doch Manche.

Seltsamer Weise gibt es meines Wissens keine Studien, bei welcher Art von Laden mehr Krankheitserreger auf die Lebensmittel gelangen. Geschweige denn hat man untersucht, ob von den Kleinstlebewesen, die die Kunden vom Laden mit nach Hause nehmen, möglicher Weise eine gute Wirkung ausgeht, sei es, dass das Immunsystem trainiert wird, oder aber die Zusammensetzung der Kleinstlebewesen auf unsere Haut sich in eine wünschenswerte Richtung verändert. Aber vermutlich würde so eine Studie die Geschäfte der Gummihandschuh-Verkäufer und Hersteller eher behindern und ist daher nicht gern gesehen, bekommt also keine Förderung.

Dabei gibt es durchaus Fortschritte bei der Hygiene, etwa bei den Türen von Eisenbahnwagons, die früher stets einen leicht bräunlich-gelblichen Überzug hatten, weil die Toiletten damals Plumpsklos waren, deren Inhalt – je höher die Geschwindigkeit, desto mehr – beim Aufprall auf das Gleisbett fein zerstäubt wurde und den Zug besprenkelte. Man wusste das und wer mit der Bahn reiste, wusch sich hinterher die Hände. Seit die Bahntoiletten keine Plumpsklos mehr sind und statt der Türgriffe Knöpfe das Öffnen der Türen durch Motoren auslösen, sind diese Knöpfe im Verhältnis zu früher recht sauber, vorausgesetzt die Reisenden haben auch saubere Finger.

Andererseits findet man heute in Krankenhäusern überall Gelegenheiten zum Desinfizieren der Hände, aber dennoch gibt es in den klimatisierten Räumen Keime, die gegen die meisten Antibiotika unempfindlich sind. Man sagt, es sei vor allem der großzügige Gebrauch von Antibiotika, auch in der Tierzucht, der das Entstehen solcher Keime überhaupt erst ermöglichte. Offenbar können sich Maßnahmen ganz anders auswirken, als beabsichtigt.

Beim Abwaschen spürt man, ob das Geschirr sauber ist und beim Abtrocknen ebenfalls. Aber der Abwasch wurde in die Spülmaschine verlegt. (Das Einweggeschirr lassen wir mal weg.) Gewonnen wurde nur, dass man die Hände nicht mehr im langsam dreckiger werdenden Wasser mit dem Spülmittel hat. Die dreckigen Teller muss man immer noch anfassen und dafür beim Einordnen in den Geschirrschrank genauer hinschauen, ob die Maschine auch wirklich sauber gearbeitet hat. Früher hat das derjenige gemerkt, der abgetrocknet hat und mit dem Abspülenden darüber geblödel, oder, falls einer von beiden weiblich und der andere männlich war, vielleicht auch geflirtet hat. Gespräch, Geblödel, Gemeinsamkeiten und Flirt blieben auf der Strecke und ob die Maschine immer so eingesetzt wird, wie gedacht, darf man bezweifeln, denn einige nutzen ständig ein kurzes Programm, weil sie nicht warten können und müssen dann entsprechend vorher säubern oder hinterher nacharbeiten; andere benutzen stets das lange starke Programm für die Töpfe, damit auch ja alles sauber werde. In beiden Fällen, könnte ein geeigneteres Programm Wasser, Energie, Chemikalien und Zeit sparen. Aber dazu müsste man wissen, wie man das geeignete Programm per Knopfdruck einstellt. Dass das wohl nichts wird, kann man daran sehen, dass die meisten Leute beim Radio immer nur einen Sender eingestellt lassen, den sie hören. Dabei gäbe es ja noch andere Programme, die vielleicht zur augenblicklichen Stimmung des Radiohörers viel besser passen würden. Man müsste halt nur wissen wo.

Beim Wäschewaschen ist es ähnlich. Der Washtag war früher sehr anstrengend: Erst Feuer machen, dann Wasser zum Kochen bringen, schrubben, schließlich die Wäsche zum Brunnen oder Fluss bringen und dort spülen, wringen, zurücktragen, auf der Leine aufhängen, oder auf die Bleiche legen und dann nach dem Einsammeln mit einem Bügeleisen plätten, egal, ob es im Ofen erwärmt wurde, oder selbst glühende Kohlen enthielt. Weil der Aufwand so groß war, aber auch, weil man bis zum Wochenende wieder saubere Wäsche haben wollte, wurde der Washtag am Anfang der Woche und häufig gemeinsam durchgeführt. Das gab dann auch Gelegenheit zum Tratschen; es war also ein Gemeinschaftserlebnis.

Je moderner die Technik, desto mehr Knöpfe, die man aber zum Teil nicht mehr direkt sehen kann. Wer weiß was Archäologen einst vermuten, wenn sie Smartphones ausgraben, die ohne Strom keines ihrer Geheimnisse ausplaudern. Dabei fing auch das Telefonieren ganz harmlos an: Anfangs musste man dem Fräulein vom Amt, dass die Verbindungen durch Stecker herstellte, sagen, wen man anrufen wollte und wurde dann „durchgestellt“. Dann kam das Telefon mit der Wählscheibe, bei der man selbst durch die Ziffernfolge die Verbindung zum Angerufenen herstellen konnte. Dann kam das Tastentelefon, das dann immer mehr Tasten bekam, etwa für das Telefonbuch, oder Direktwahltasten, für das Freisprechen, zum Stummschalten des Lautsprecher, für die Lautstärke, den Klingelton oder den Anrufbeantworter.

Beim Mobiltelefon ging es dann ähnlich weiter, denn damit konnte man auch Kurznachrichten versenden, brauchte also Buchstaben, dann kam die Kamera hinzu, das Telefonbuch, der Musikplayer, das Radio und schließlich das Internet. Dafür brauchte man dann auch noch Kopfhörer und ein Ladegerät. Hielten manche Mobiltelefone mit einer Akkuladung eine ganze Woche, sank durch Farbbildschirme, polyphone Klingeltöne und die vielen Nutzungsmöglichkeiten die Nutzungsdauer auf manchmal nur einen Tag.

Damit stieg natürlich auch der Aufwand für das Erlernen der vielen möglichen Funktionen und bei jedem Wechsel des Smart-Phones. Etwa alle zwei Jahre muss man die bereits vorhan

denen Daten auf das neue Gerät übertragen, oder auswählen, was man behalten möchte und neue Programme und Knöpfe erlernen. Und weil darauf so viele verschiedenen Dienste angeboten werden sind immer mehr Leute ständig damit beschäftigt auf ihr Gerät zu schauen, was es denn Neues gäbe. Die Alten dagegen, denen es schwer fällt sich die ganzen hierarchischen Menüs zu merken, fühlen sich ständig überfordert oder hilflos und sind oft schon froh, wenn es ihnen gelingt jemand anzurufen, oder ein paar Fotos zu zeigen. Deshalb gibt es Mobiltelefone für Alte, mit großen Tasten, damit man nicht erst die Brille suchen muss, und großen Buchstaben auf dem Bildschirm. Meist kann man damit nur Telefonieren und Kurznachrichten senden, aber dafür sind die Geräte nicht so kompliziert und teuer.

Wer ein neues Auto anschafft, der muss erst einmal studieren (besser nicht ausprobieren, es könnte Überraschungen geben), welcher der vielen Knöpfe für welchen Zweck ist. Hatte ein Auto vor 50 Jahren Bremse, Gas, Kupplung, Tacho, Gänge, Hupe, Licht und Blinker, sowie eine Heizung samt Gebläse, vielleicht noch einen Choke für den Start bei Kälte und einen Hebel zum Entriegeln der Motorhaube, sowie Kurbeln oder Schieber an den Fenstern, so erinnern moderne Fahrerplätze eher an das Cockpit eines Piloten mit lauter Knöpfen, Bildschirmen für die Anzeige von allerlei Nützlichem und Unnutztem. Wehe man legt die Handtasche auf den Beifahrersitz, schon wird gewarnt, dass der Sicherheitsgurt des Beifahrers nicht geschlossen sei. Leuchtet ein Lämpchen, kann es sein, dass kurz darauf die Werkstatt anruft und einen Wartungstermin vor schlägt. Das Lenkrad ist oft voller Schalter, damit man die Hände nicht vom Lenker nehmen muss, aber dafür sind auf dem Bildschirm die Streckenangaben des Navigationsgerätes angezeigt, der Radiosender, die Außentemperatur und was sonst noch vielleicht interessant sein könnte, etwa die Freisprechanlage für das Smart-Phone, oder der CD-Wechsler und welche CD man gerade hört. Dabei hat man doch in der Fahrstunde gelernt, dass man stets auf die Straße und alle zwei Sekunden in den Rückspiegel schauen soll. Vom Blick auf den Bildschirm im Auto, war keine Rede. Da 48% der Amerikaner zugeben, dass sie während des Autofahrens auch im Internet unterwegs sind, braucht man sich über Unfälle aus Unachtsamkeit nicht wundern.

Auch die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist nicht einfacher geworden. Automaten haben Fahrkartenschalter und Schaffner ersetzt. Man muss selbst heraus finden, was eine Fahrt zum gewünschten Ziel kostet und wie man mit welchen Verkehrsmitteln dorthin kommt. Das ist für Navi-verwöhnte Autofahrer oft schon zu viel, selbst, wenn die Fahrt rascher wäre, als mit dem eigenen Auto im Stau zu stehen. Das eigene Auto, das ist die moderne Ritterrüstung und ein Statussymbol (Potenzramme = SUV = Stadt-Untaugliche-Vehikel). Das geht bis zur Symbiose und Personalunion (wo steh ich denn = wo habe ich geparkt).

Der Kunde von Bahnen und Bussen, dem oft wichtige Informationen nicht angezeigt werden (Streckensperrung, Umleitung, Verspätung), soll sich deshalb ein Programm (App von Applikation = Anwendung) herunterladen und diese Informationen dann über das Internet selbst abrufen. Aber das geht natürlich auch nur, wenn der Verkehrsbetrieb diese Informationen kennt und ins Netz gestellt hat. Ansonsten steht man genau so dumm da, wie ohne „App“. Ganz heimlich haben sich die Verkehrsbetriebe damit vom Service verabschiedet und dem Kundendienst die neue Bedeutung gegeben, dass der Kunde dem Unternehmen dient, indem er sich selbst bedient und die Auskünfte oder Fahrkarten selbst besorgt.

Man braucht nur an den alten Witz vom Anfang zu denken, um zu erkennen, welche Summen die Unternehmen dadurch sparen (die 99 für das „Gewusst wie“) und welche Leistungen der Kunde heute selbst erbringen muss. Wer den richtigen Fahrschein für 2,50 Euro nicht hat, der zahlt dann eben 60 Euro Strafe für's Schwarzfahren.

Zuhause wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch nichts, denn dort soll ja das „Smart-home“ alles viel besser machen. Wenn das mal gut geht! Schon vor Jahren parodierte ein Sketch die Vielzahl der Fernbedienungen, die es damals gab, für den Fernseher, den Videorecorder, die Musikanlage, das Rollo, das Garagentor, den Dimmer, den Fernsehsessel, die Heizung und so weiter. Der Besucher wird von der Küche aus aufgefordert schon mal den Fernseher zu starten, weiß aber nicht welche der Fernbedienungen dafür gedacht ist und probiert munter drauf los, was zu einem mittleren Chaos führt.

Heute sind die Fernbedienungen oft in Form einer App auf das Smart-Phone gewandert und blockieren nicht mehr den Couchtisch. Dafür muss man wissen hinter welchem Symbol sie sich verbergen und wie sie zu betätigen sind. Und hat man das Smart-Phone verloren oder beschädigt, kann es sein, dass gar nichts mehr geht. Früher hätte man dann einfach einen Knopf am Gerät betätigt, aber da es den oft nicht mehr gibt, oder man nicht weiß welcher es sein könnte, da man ihn nie gebraucht hat, gibt es dann erhebliche Abweichungen vom eigentlich geplanten Verlauf des Abends, etwa eines ersten Rendezvous.

Auch an das Geld auf dem eigenen Konto kommt man unter Umständen ohne ein Zusatzgerät (TAN-Generator) oder ein Mobiltelefon nur noch heran, wenn man mit der Scheckkarte zum Automaten geht, oder nach langer Suche vielleicht sogar eine Bankfiliale findet. Wer dort dann die Knöpfchen in der Reihenfolge der PIN-Nummer drückt, wird bedient. Hat man sie vergessen, oder sich zu oft vertippt, ist auch die Scheckkarte weg.

Aber möchte man in Zukunft Knöpfchendrucker an sein Konto heran lassen? Wer garantiert einem, dass die es nicht leer machen? Auch bei einem ersten Rendezvous wird man nicht unbedingt einen Knöpfchendrucker im Hintergrund haben wollen.

Die Lösung eines „Intelligenten Lautsprechers“, dem man sagen kann, was man möchte und der dann sozusagen in seinem Auftrag die Knöpfchen drückt, wird bereits von einigen ausprobiert. Aber da der ständig mit dem Internet und seinem Hersteller verbunden ist (angeblich um die Dienstleistung laufend zu verbessern) könnte das ein trautes Stelldichein auch etwas belasten. Was würde die Dame des Herzens sagen, wenn man plötzlich einer weiblichen Stimme (Siri, Alexa) zuruft, sie solle dies oder jenes tun, oder erklären, wie das Fremdwort, das sie eben benutzte, übersetzt wird? So richtig romantisch wird das wohl eher nicht. Und auch in alkoholisiertem Zustand, oder beim Liebesspiel kann man vermutlich auf unangebrachte Kommentare der Elektronik verzichten. Da hilft dann auch keine Gesichtserkennung weiter.

Also in bestimmten Situationen, etwa an Fahrkartenautomaten, mögen Knöpfchendrucker eine Zukunft haben. Aber langfristig – vor allem bei älter werdender Gesellschaft – wird wohl nur helfen, die Zahl der Knöpfe auf das Nötigste zu beschränken, oder sie durch Griffe zu ersetzen, die sich wie beim Handwerkszeug oder der Mechanik selbst erklären. Wobei nicht sicher ist, ob die motorischen Fähigkeiten der Hände nicht bereits so stark degeneriert sind, dass viele nicht mehr mit Dreh-, Kipp-, oder Wipp-Schalter, Thermostat, Zeitschaltuhr, Wasserhahn, Klospülung oder Besteck richtig umzugehen vermögen.

Im Augenblick geht es noch in die andere Richtung: Da öffnet sich eine Tür, sobald man sich nähert, egal, ob man nur vorbei gehen oder hinein will. Bei manchen Klos löst man die Spülung und Reinigung mit einem Knopfdruck aus, bei anderen durch eine Lichtschranke. Da fließt Wasser, sobald man sich dem Hahn nähert, oder das Papier zum Händetrocknen kommt vom Spender, sobald man davor herum wedelt (wenn er nicht ausgerechnet jetzt leer ist). Im einen Laden, muss man selbst Obst und Gemüse wiegen, im anderen wird es an der Kasse gewogen. Geplant sind Automobile, die tatsächlich von selbst fahren, ohne dass die Insassen mehr tun müssen, als das Ziel angeben. Wenn das so gut funktioniert, wie bei manchen Navigationsgerät, dann landen sicherlich viele statt in Frankfurt am Main in Frankfurt an der Oder und noch viel schlimmer wird es, wenn man „Neustadt“, oder „Altstadt“ eingibt, von den ganzen Straßennamen, die auf Künstler, Politiker oder ehemalige Größen lauten, mal ganz abgesehen.

Mitten in Stuttgart verkündete mal eine Dame, die ihre Auto entnervt abgestellt hatte, nervös auf und abgehend, lautstark in ihr Mobiltelefon, dass sie jetzt erst mal heraus bekommen müsse, wo sie sei. Da war wohl die Orientierung verloren gegangen? Da hülfe wohl nur noch ein City-Lotse, aber das wäre schon wieder ein anderer Beruf, den man zusätzlich zum Knöpfchen drucker bräuchte. Darüber vielleicht ein anderes Mal mehr. Jetzt muss ich erst einmal schauen, wie ich die 99 Euro für mein Wissen bekomme und wo ich mit dem Hammer für einen Euro zuschlagen soll.